

Erzählung von C. W. Geißler.

Im Schöffengerichtssaale des Amtsgerichts wird die letzte der für den betreffenden Verhandlungstag anberaumten Sachen aufgerufen. Der zur rechten Seite des Richters sitzende Schöffe fällt durch das imponierende seiner Persönlichkeit, den markanten Künstlerkopf auf. Der jetzt fast ausschließlich so gut wie leere Zuschauerraum würde vermuthlich die Zahl schwärmerischer Damen nicht haben lassen können, wenn man zum Voraus davon unterrichtet worden wäre, daß heute der berühmte Feldenarsteller B. eine langjährige Fierde des Hoftheaters, das Amt eines Laienrichters wahrzunehmenden verpflichtet ist.

Der Herr Hofschauspieler betrachtet mit unmerklicher Theilnahme den jungen Menschen, der jetzt verlegen und mit zu Boden geschlagenen Augen auf der Anklagebank Platz nimmt. Er macht einen durchaus inadaquat-unbeholfenen Eindruck, obwohl er das strahlende Alter bereits erreicht hat. Die Geschichte der Anklage selbst ist mehr als alltäglich, eine Bagatelle von der Art, wie sie Schöffengerichte zu Duzenden zu beschäftigen pflegt: ein Dummerjungenstreich, eine Unrechlichkeit, in einem Augenblicke des Verlassenseins von allen alten Geistes durch einen Briefchen verübt, der bisher mit Recht als das Muster von Wohlgezogenheit und Ehrlichkeit gegolten, Stolz und Stiege rechtlicher Eltern zu werden versprochen hat. Das Verhör ergibt nichts Besonderes, das Befändnis, das der Angeklagte leise und mit verhaltenen Thränen ablegt, macht weiteren Apparat überflüssig. Der Vertreter der Anklage, ein erst unlängst von der Universität gefommenter Referendar, giebt der Sache mit vieler Umsichtlichkeit das Gepräge einer Hauptaction, weist auf das Bedenkliche und Symptomatische derartigen Fälle hin. Für die das Rechtsbewußtsein der gefundenen Hälfte des Volkes ebenso Sühne zu verlangen berechtigt sei, wie für irgend ein Capitalverbrechen. Er beantragt eine empfindliche Gefängnisstrafe. Ein Verteidiger ist nicht zur Stelle. Der junge Amtsrichter erhebt sich geräuschvoll und zieht sich mit den beiden Schöffinnen in das anstoßende Zimmer zur Beratung zurück. Dort werden die von der vorigen Pause her noch glimmenden Cigaretten in Brand gesetzt. Der Amtsrichter, indem er das Streichholz bedächtig ausläßt, ruft leichtsinnig:

„Die Geschichte ist belebend einfach, meine Herren, nicht wahr? Ich darf ohne Weiteres darauf rechnen, daß Sie mit den Ausführungen des Herrn Staatsanwalts einverstanden sind, die sich übrigens ganz mit meiner Ansicht von dem Falle decken.“

Der eine Schöffe, ein Fabrikant, nickt zustimmend. „Und Sie, mein verehrter Herr B.“, fährt der Amtsrichter zum Hofschauspieler gewandt fort. „Sollten Sie wirklich noch irgend welche Bedenken haben? Ich stelle Ihnen natürlich meine bescheidene Wissenschaft zum Zwede etwa nöthiger Beleuchtung und Information mit besonderem Vergnügen zur Verfügung.“

Der Hofschauspieler, der bis dahin in sich gekehrt und nachdenklich an dem zum Gefängnißhof hinausführenden Fenster gehandelt hat, wendet sich um: „Meine Ansicht, Herr Amtsrichter? Vielleicht ist es Grille, daß ich gerade in unserem jetzigen Falle darauf einiges Gewicht legen möchte! Sie kennen mich gut genug, um zu wissen, daß ich außer meinem Künstlerberuf nicht noch den Ehrgeiz besitze, als Laie den gewiegten Richter über etwa zu Berücksichtigendes bei Fündung des Urtheils zu belehren. Immerhin, der Staat wünscht — oder wünscht er es nicht? — daß Schöffen und Geschworene nicht bloß Stofffiguren sind, und unter diesem Gesichtspunkte fühle ich so etwa wie eine innere Verpflichtung, Ihnen eine kleine Geschichte zu erzählen, die vielleicht den Urtheilspruch über unseren armen Sünder draußen um einige Minuten verzögern, dafür aber auch, wie ich jetzt schon im Stillen zu hoffen wage, um einige Grade milder schaffen wird, wenn Sie also gestatten.“

Der Amtsrichter verdirgt seine nervöse Ungebuld hinter einem verbindlichen Lächeln und sagt, indem er die Herren zum Niederlegen auffordert: „Aber natürlich! Solche Geschichten und unpersonlichen Erfahrungen sind unter allen Umständen interessant, sie können unter gewissen Umständen dadurch einen gewissen Werth bekommen, daß ein so bereiteter Mund —ardon, ich darf natürlich zum Voraus annehmen, daß die betreffende Geschichte äußerlich in einer gewissen Beziehung zu unserer Sache —“

„Bitte darüber ganz unbesorgt zu sein, verehrter Herr Amtsrichter!“ entgegnet der Hofschauspieler und erzählt dann folgendes: „Sie wissen, meine Herren, daß wir Komödianten meist auf Umwegen zum Theater kommen. Was mich anbelangt, so war ich von meinem Vormunde zum Kaufmann bestimmt worden, und ich darf Ihnen versichern, daß ich meine Lehrzeit unter Kaffeetischen, Heringsstücken gewissermaßen absolvirt habe. — Ach, hatte, wie gesagt, meine kaufmännische Lehrzeit nahezu hinter mir, als ich zu einem hübschen und fit-

Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

A. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Neb., den 8. Nov. 1901. Jahrgang 22 No. 10

Die geschlossenen Auntern.

Humoreske von Adolf Thiele.

„Fatale Geschichte, Herr Müller!“ referierte der Küchenchef seinem Prinzipal, dem Inhaber des „Restaurant 1. Ranges“, Alfred Müller, Friedrichstraße. „Alle Hände voll zu thun und da wird mir jetzt der erste Gehilfe, der Reuber, krank!“

„Hm!“ entgegnete Müller. „Nun, ich kann Ihnen den neuen Hausdiener für heute zur Verfügung stellen; er scheint ein geschickter Bursche zu sein, der nur die nöthige Anleitung braucht.“

Bald darauf meldete sich der allerdings nicht gerade intelligent aussehende neugewagte Hausdiener beim Küchenchef. „Also sehen Sie einmal —“ mit diesen Worten leitete der Koch einen Auftrag ein, den er dem jungen Mann erteilte. In dieser löste seine Aufgabe mit einer solchen Geschicklichkeit, daß der Koch an seiner Menschenkenntnis irre wurde.

„Versuchen wir es einmal mit dem Spiden!“ sagte er und zeigte dem jungen Manne, wie ein Hase mit Sped verzert werden müßte. Auch dieser Aufgabe entledigte sich Karl mit Gewandtheit. Nachmittags führte der Küchenchef, der ordentlichen Respekt vor diesen geschickten Händen bekommen hatte, seinen Schützling in ein Nebenzimmer, in dem ein großer Anrichtertisch stand. Hier befanden sich zahlreiche Delikatessen, wie sie in einem eleganten Restaurant stets zur Verfügung stehen müssen: Geflügel, Feitabellen, Austern, verschiedene Käse, Badwaaren, Obst und anderes mehr.

Der Küchenchef holte aus einem Kasten ein Bohrinstrument und eine Schachtel hervor, in der sich eine Anzahl kleiner bleierner Kugeln befand. Sodann nahm er einen gerupften Vogel, der einem Sperling sehr ähnlich sah, hobte ein Loch hinein und, nachdem er eine der Schrotkugeln darin verborgen, schloß er die Deckung wieder.

Nachdem er es dem jungen Manne zweimal gezeigt, machte es dieser sofort nach, und als ihm der Koch noch eine Weile zusehete, wie er einige andere Vögel behandelte, wußte er, daß die Arbeit in guten Händen war. „Nun machen Sie es mit den übrigen auch so,“ sagte er, „aber immer so, daß niemand das Loch sieht; das muß immer zugemacht werden.“

Darauf begab er sich in die Küche zurück. Hier ging es heute heiß her. Der eine Gehilfe krank, die erste Maad schon tot und machte alles vertheilt, unendlich viel Arbeit, schließlich kam auch noch privater Aerger hinzu, indem die Frau des Küchenchefs auftauchte und ihm etwas über eine unangenehme Szene mit einer Nachbarin vorlammerte, und so ging es ein paar Stunden lang. . . .

Den Hausdiener hatte er ganz vergessen, bis dieser zufällig einmal durch die Küche ging. „Ach da sind Sie ja!“ rief der Küchenchef. „Tragen Sie gleich einmal diese Schüssel hinauf!“

Der Küchenchef untersuchte in dessen das Geflügel, das der junge Mann in Behandlung genommen hatte, und fand alles bestens besorgt; seine kundige Hand fühlte die hineinpraktizierten Schrotkörner, er sah jedoch keine Spur einer Verletzung.

Wie gewöhnlich herrschte am Abend ein reger Verkehr in der Restauration. Drei Herren, die an einem Tische Platz genommen hatten, machten Bemerkungen über die Wachteln, die ihnen soeben servirt wurden.

„Meine Herren,“ sagte der Wirth hinzutretend, „ein exquisites Gericht, diese Wachteln!“

„n bisschen klein,“ erwiderte einer der Herren. „Nun ja, das kommt vor,“ tröstete der Wirth. „Es ist nicht leicht, diese Vögel immer zu bekommen. Diese hier sind frisch geschossen; sehen Sie, Sie finden ja gleich eine Schrotkugel.“

„Flasche Chablis sahen.“ Die Auntern hier sind auch geschossen.“ „Kellner,“ lönte es aus einer Ecke, „geben Sie mir noch eine Portion Chablis; die Schrotkugeln geben dem Käse wirklich eine pikante Würze.“

Der Wirth bekam einen feuerrothen Kopf, der Oberkellner zuckte ganz entsetzt mit der Achsel, in dessen die amüferten Gäste die Situation ausnützten.

„Meine Herren,“ flötete endlich der Wirth sehr verlegen, „ein Mißverständniß! — Entschuldigen Sie, ich eile zum Küchenchef,“ damit verschwand der gequälte Wirth.

„Um Himmelswillen,“ mit diesen Worten stürzte er in die Küche, „wie geht denn das zu, überall, in den Fristabellen, dem Käse, den Auntern stehen Schrotkörner!“

„Ach du gültiger Himmel,“ stöhnte der Küchenchef und sank auf einen Stuhl, „da hat der Kerl von Hausknecht nicht nur die Sperlinge, sondern auch die ganze andere Geschichte auf dem Anrichtertisch — mit Schrot gefüllt!“

Kurioses Handwerkszeug der Schmuggler im Pariser Hotel de Ville.

Im Pariser Hotel de Ville befindet sich momentan eine eigenartige Sammlung, ein wahres Museum, welches alle nur möglichen Utensilien enthält, die Schmugglern von Grenzbeamten und Organen der Polizei im Laufe der Zeit abgenommen worden sind. Da sieht man zunächst Corsets aus Kauchsch, höchst kunstvoll gearbeitet, in deren Innern bequeme zehn bis fünfzehn Liter Alkohol geborgen werden können. Durch einen geschickten Mechanismus kann dieses Corset sowohl für den stärksten Herrn, wie für die schlankste Dame und umgekehrt tragbar und passend gemacht werden. Nicht minder groß ist die Sammlung elegantester Cylinderröhren, von denen jedes Exemplar die Kleinigkeit von 30 Liter Alkohol aufzunehmen im Stande ist. Ganz Stöße alten Zeitungspapieres sind dazu bestimmt, damit einer Vorrathung Contrebände bergen zu können, dergleichen ausgehöhlte Baumstämme und große, bunte, harmlose aussehende Glasstängel. In einem anderen Räume steht ein Wagen, der in fast allen seinen Theilen bis auf die Deichsel und die Räder ausgehöhlt ist. Selbst so kleine Gegenstände, wie eine Mantelfelle, hat man als Apparat für das Schmelzen zu benutzen verstanden, und lange Jahre hindurch passierte unbeschädigt ein Mann in Mauerwerk mit dieser Kelle die Pariser Steuerwache, bis durch Zufall der Betrug entdeckt wurde. Ein hölzernes Reservoir, welches sich meist an Bord einer Lustjacht befand, diente dazu, an einem dünnen, kaum sichtbaren Draht in's Wasser gelassen zu werden, sobald Zollbeamte sich zur Revision an Bord begaben. Auch Grabkreuze dienten zur Uebervertheilung der Steuerhöfchen. Der Boden jedes dieser metallenen Grabkreuze war ausgehöhlt und fakte 43 Liter Alkohol. Obwohl die Behörde durch anonyme Briefe auf den Schwindel aufmerksam gemacht worden war, konnte man doch, trotzdem man die Wertstücke dieser Kreuze in Erfahrung brachte, dem „Fabrikanten“ nichts Belästigendes beweisen. Eines Tages jedoch versuchte er ein Grabkreuz von aeradze riefen Dimensionen nach Paris zu transportieren und wurde nunmehr abgefaßt. Auch dieses Grabkreuz hat jetzt einen Platz im Hotel de Ville gefunden.

Neht Island, das Heim des New Yorker Millionenkubs.

Etwa zwei Meilen von der kleinen Küstenstadt Brunswick im Staate Georgia entfernt liegt ein Inselchen, das den wenig poetischen Namen „Neht Island“ trägt. Es ist das Eigentum von ungefähr hundert Dollarfüßigen, die es vor einigen Jahren für nur \$125,000 ankauften, nun aber bereits Millionen geopfert haben, um die vom Meer umspülte 14,000 Morgen große Fläche Landes in ein wahres kleines Paradies zu verwandeln. Sämtliche Besitzer sind Mitglieder des „Millionenclubs“, und so war ein der ersten Gebäude, die man auf Neht Island errichtete, ein unbeschreiblich elegant eingerichtetes Clubhaus, das, den modernen Ansprüchen angemessen, mit Dampfheizung und elektrischer Beleuchtung versehen ist. Die stets für Gäste bereitgehaltenen Schlafzimmer in dem Clubhotel sind von Doppelwänden umschlossen, zwischen denen sich eine Polsterung von Holzwole oder Rohhaar befindet, damit in diese mit jeglichem Comfort ausgestat-

ten Räume kein Laut von außen dringt, der den Schlummernden stören könnte.

Unter den beneidenswerthen Sterblichen, die dort palastartige Häuser besitzen, findet man die Rockefeller's, Vanderbilts, Golets, Cushings und andere. Viele Yankee-Rabobs, die nicht zu dem Club und somit auch nicht zu den Eigentümern der Insel gehören, können Einladungen von irgend einem der zeitweiligen Bewohner des Clubs erhalten. Auch solchen, die dort kurze Zeit für sich leben wollen, bietet sich dazu Gelegenheit. Sie haben nur nötig, einem gerade nicht auf Neht Island weilenden Krösus die Offerte zu machen, ihm seine Inselvilla auf eine bestimmte Zeit abzumieten. Der Mann geht mit seltenen Ausnahmen schon aus Gefälligkeit darauf ein und erhält gewöhnlich pro Tag eine Miete von 30 bis 50 Dollars pro Palast.

Für Fremde ist es unmöglich, auf der Insel zu landen, da Wächter die Küsten vor „Eindringlingen“ beschützen. Die Millionäre sind also auf ihrem fern vom Getriebe der Großstadt gelegenen Eiland sicher vor Einbrechern als in ihren luxuriösen Palästen der großen Stadt.

Die „Kullen“ haben noch kein so hohes Alter, wie man glaubt.

Gelegentlich der Jahrhundertfeier des Meeters in Frankreich sind von dem französischen Gelehrten Jules Michel interessante Mittheilungen gegeben worden, daß der Null keineswegs ein so hohes Alter zutomme, als man ihn beizumessen geneigt ist. Als einer der Hauptgründe für die Vollständigkeit des metrischen Systems nennt er die Bequemlichkeit der Decimalrechnung. Aber, so fragt er, wie kommt es, daß die Gelehrten des Alterthums es nicht verstanden und auch nicht angewendet haben? Die Alten hatten wohl die Art der Zehner-Zählung wie wir, aber sie konnten die Decimalrechnung nicht anwenden, weil sie die Null nicht kannten. So erstaunlich dies uns erscheinen mag, die wir gewöhnt sind, die Null als wesentlichen Theil unserer Zahlenreihe zu sehen, so läßt sich nicht leugnen, daß die Null eine neuere Erfindung ist. Es war der philosophische Geist der Hindu, vielleicht mit Unterstützung des Handelsgeistes der Chinesen, nötig, um ein Zeichen zu erfinden, dazu bestimmt, das Nichts, das was nicht existirt, darzustellen. Bei diesen beiden Völkern findet man gegen das 6. Jahrhundert n. Chr. die erste Erwähnung eines runden Zeichens, um die Ziffern in der Decimal-Reihenfolge, die ihnen eigen ist, zu ordnen. Von hier ist die Null durch Vermittelung der Araber erst gegen das 11. oder 12. Jahrhundert zu uns gelangt. Vor dieser Zeit war es also nicht möglich, ein Decimal System zu erfinden; und es ist nicht erstaunlich, daß es mehrerer Jahrhunderte bedurfte, um den Vortheil verstehen zu lernen, den man aus der Decimal-Teilung der jetzigen Maße ziehen konnte. Im Jahre 1670 hob ein berühmter Astronom der Vnober Sternwarte, Newton, den ganzen Vortheil dieser Teilungsart hervor, und alle Gelehrten, welche sich seither mit der Reform der Maße und Gewichte beschäftigt haben, niemals diesen Umstand, eine der wesentlichen Grundlagen der Reform, aus den Augen gelassen.

Der Wahlaufruf eines Dichters aus alter Zeit.

Als Alexander Dumas, der Ältere, sich im Jahre 1848 um einen Kammerherrn bewarb, erhielt er folgenden merkwürdigen Wahlaufruf:

An die Arbeiter! Ich stelle meine Candidatur auf; ich bitte um Ihre Stimmen; meine Reichthümer sind folgende: „Ohne sechs Jahre Unterricht, vier Jahre Notariats- und sieben Jahre Beamtenhums zu zählen, habe ich 20 Jahre lang täglich 10 Stunden gearbeitet, also 73,000 Stunden. Während dieser 20 Jahre habe ich 400 Romanbände und 35 Schauspiele verfaßt. Die 400 Bände, jeder in 4000 Exemplaren gedruckt und zu 5 Frs. verkauft, in Summa 11,853,600 Frs., haben eingebracht; den Schern 264,000 Frs., den Druckern 528,000 Frs., den Hefern 120,000 Frs., den Buchhändlern 2,400,000 Frs., den Courtiers 1,600,000 Frs., den Commissionsären 1,600,000 Frs., den Postkassanten 100,000 Frs., den Zeichnern 28,600 Frs., im Ganzen 11,853,600 Frs. Wenn man den täglichen Arbeitslohn auf 3 Frs. bemittelt, haben meine Bücher, da das Jahr 300 Arbeitstage zählt, während 20 Jahren 692 Personen Lohn verschafft.

„Die 35 Dramen, von denen jedes durchschnittlich 100 Mal gespielt wurde, was 6,360,000 Frs. ergibt, haben eintragen: den Directoren 1,400,000 Frs., den Schauspielern 1,250,000 Frs., den Decorateuren 210,000 Frs., den Costümlieferanten 149,000 Frs., den Theaterbesitzern 700,000 Frs., den Statisten 350,000 Frs., den Wächtern und Feuerwehrlenten 70,000 Frs., den Holzhändlern 70,000 Frs., den Schneidern 50,000 Frs., den Vellieferanten 525,000 Frs., den Pappfabriken 60,000 Frs., den Musikanten 157,000 Frs., den Armen (Abgaben an die öffentliche Armenpflege) 630,000 Frs., den Zettelanschlägern 80,000 Frs., den Ausseigern 10,000 Frs., den Affeturanen 60,000 Frs., den Controllen und Angestellten 140,000 Frs., den Maschinen 180,000 Frs., den Costeuren 93,000 Frs., in Summa 6,184,000 Frs.“

„Meine Dramen haben in Paris zehn Jahre hindurch 347 Personen das tägliche Brod gegeben, in der Provinz (die Zahl 347 dreimal genommen) 1041 Personen. Rechnet man die Vogenschieberinnen, die Chefs der Claque und die Droschkentreiber mit 70 hinzu, so ergibt sich eine Totalsumme von 1450 ernährten Personen. Dramen und Bücher zusammen haben also die Arbeit von 2160 Menschen besorgt.“ In dieser Rechnung sind nicht einbezogen die belgischen Nachdrucker und fremden Uebersetzer.

Alexander Dumas.

Wie der Norweger Henrik Ibsen seine Dramen schreibt.

In der Schilderung eines Besuchs bei Henrik Ibsen in Christiania erzählt Mrs. Ales Tweedie in einem Londoner Blatt einige interessante Züge von dem norwegischen Dichter. Sie schreibt: „Der Name Dr. Henrik Ibsen stand in goldenen Buchstaben auf der inneren Mauer des Hauses, dazu die weitere Angabe, daß er im ersten Stock wohne. Es war nichts Großartiges an seinem Heim, eine gewöhnliche norwegische Etage, die aus acht oder zehn guten Zimmern besteht, und doch ist Ibsen ein reicher Mann. Die Halle seines Hauses war laht, das Mädchen trug, wie es in Norwegen Sitte ist, weder ein Häubchen, noch eine Schürze, und Reifen von Galoschen standen im Hausflur. Das Mädchen führte mich einen Gang entlang, an dessen Ende das Arbeitszimmer des großen Mannes selbst war. Er stand auf, schüttelte mir warm die Hand, und als er herausand, daß ich Deutsch konnte, wurde er sogleich liebenswürdig und mittheilbar. Er ist wohl die Art der Zehner-Zählung wie wir, aber sie konnten die Decimalrechnung nicht anwenden, weil sie die Null nicht kannten. So erstaunlich dies uns erscheinen mag, die wir gewöhnt sind, die Null als wesentlichen Theil unserer Zahlenreihe zu sehen, so läßt sich nicht leugnen, daß die Null eine neuere Erfindung ist. Es war der philosophische Geist der Hindu, vielleicht mit Unterstützung des Handelsgeistes der Chinesen, nötig, um ein Zeichen zu erfinden, dazu bestimmt, das Nichts, das was nicht existirt, darzustellen. Bei diesen beiden Völkern findet man gegen das 6. Jahrhundert n. Chr. die erste Erwähnung eines runden Zeichens, um die Ziffern in der Decimal-Reihenfolge, die ihnen eigen ist, zu ordnen. Von hier ist die Null durch Vermittelung der Araber erst gegen das 11. oder 12. Jahrhundert zu uns gelangt. Vor dieser Zeit war es also nicht möglich, ein Decimal System zu erfinden; und es ist nicht erstaunlich, daß es mehrerer Jahrhunderte bedurfte, um den Vortheil verstehen zu lernen, den man aus der Decimal-Teilung der jetzigen Maße ziehen konnte. Im Jahre 1670 hob ein berühmter Astronom der Vnober Sternwarte, Newton, den ganzen Vortheil dieser Teilungsart hervor, und alle Gelehrten, welche sich seither mit der Reform der Maße und Gewichte beschäftigt haben, niemals diesen Umstand, eine der wesentlichen Grundlagen der Reform, aus den Augen gelassen.“

Ibsen's Schreibweise, der im Fenster so steht, daß der Dramatiker auf die Straße schauen kann, war mit Wiesen besetzt, deren Umschlage sauber aufgeschnitten waren, denn er ist ordentlich und eigen, fast wie eine alte Jungfer. Er hat seinen Secretär, da das Diciten ihm oükt; folglich muß er alle Mittheilungen, die Erwidernungen erfordern, selbst beantworten. Seine Schrift ist die denkbar zierlichste, kleinste und runde. Sie ist typisch für den Mann selbst. Der Namenszug ist fast wie der eines Schulknaben — so sorgfältig ist er geschrieben. Auf dem Tisch neben dem Tintenfaß stand ein kleines Brett. Darauf standen einige kleine hölzerne geschnitzte Schweizer Wägen, ein schwarzes Feufschien, einige kleine Kagen, Hunde und Kaninchen aus Kupfer, von denen eines Violine spielte. „Was sind das für spazigke kleine Dinger?“ fragte ich. „Ich schreibe niemals irgend eine einzige Zeile eines meiner Dramen, wenn nicht das Brett mit dem, was sich darauf befindet, vor mir auf dem Tisch steht. Ich könnte nicht ohne das schreiben. Es mag sonderbar scheinen — es ist es vielleicht auch — aber ich kann nicht ohne dies schreiben,“ wiederholte er; „aber warum ich sie gebrauche, ist mein Geheimniß.“ Und dabei lachte er still vor sich hin. . . .

Die berühmte irische Patriotin Miss Maud Gonne nahm dieser Tage in Paris einen Fiaker und machte in Gesellschaft eines irischen Landmannes Einkäufe. Als der Fiaker seine beiden Fahrgäste englisch reden hörte, wurde er sehr ungelassen. „Engländer!“ brumte er, „ich fahre Engländer! Das ist ja grauhaft.“ Und bei jedem „Yes“, das er vernahm, schrie er auf seinem Fiakschod: „Hoch die Buren! Die werden die Engländer schon unterkriegen und hinauswerfen!“ — Miss Gonne unterließ sich ausgerechnet über diese Demonstration, und als sie den Fiaker verließ und der Fiaker sie noch immer sehr feindselig betrachtete, sagte sie zu ihm: „Mein Freund, eigentlich sollte ich Ihnen kein Trinkgeld geben, denn Sie hatten offenbar die Absicht, uns zu belästigen. Aber zu Ihrem Glücke bin ich Irinländerin und als solche freue ich mich, daß Sie den belandmüthigen Buren so zugethan sind. Hier sind fünf Francs, trinken Sie auf den Sieg der Buren.“ — Der überausfichte Fiaker fahte sich schnell und verabschiedete sich mit dem begeisterten Ausruf: „Es lebe Irland!“